

Peter Höner / Michèle Minelli / Hrsg.

WERKSCHAU

DIPLOMLEHRGANG 2022
LITERARISCHES SCHREIBEN



edition schreibszene

Inhalt

Reiner Bacsa

MEIN LITERARISCHER WERKZEUGKASTEN

Leandro Bulgheroni

LIEBE, ABGRUND, TIEF

Emma Engel

VON MUT UND WUT UND SEHNSUCHT

Stéphanie Erni

WOLKENFAMILIE

Kirsten Kennel

VIER

Philippe Lax

BLACK RAIN

Sabine Lerch

FRÜHLINGSERWACHEN

Yvonne Linder

ALTERSHEIM UND ENGELSPYJAMA

Judith Lüdi-Schneider

WINDE DER SEHNSUCHT

Andrea Sabrina Meier

SIEBEN KILO GLÜCK

Marina Schild

SOMMERLING

Josianne Walpen

DIE NEUE NACHBARIN

Vorwort

Die Zwölf ist eine ganz besondere Zahl. Wir kennen die zwölf Apostel, das griechische Götterkollegium der zwölf Titanen, die zwölf Tierkreiszeichen, die zwölf Monate des Jahres. In der Mathematik gilt die Zwölf als erhabene Zahl, weil sowohl die sechs, die Anzahl ihrer Teiler, als auch die 28, die Summe ihrer Teiler, vollkommene Zahlen sind. Unser Tag ist in zwölf Stunden eingeteilt und unsere Nacht in wiederum zwölf. Zwölf ist die grösste Zahl, die man ausschreibt und – noch einmal ein Abstecher ins Feld der Mathematik: Zwölf ist als dreidimensionale Kusszahl* bekannt.

Und so, möchte man fast glauben, muss es einfach sein, dass in diesem Lesebuch zwölf neue Autorinnen und Autoren Einblick in ihr Schaffen geben – denn: Die Zwölf macht das Dutzend voll.

Zwölf Mal sind Sie, geschätzte Leser:innen, dazu eingeladen, in literarische Welten einzutreten und sich vom Können dieser Autorinnen und Autoren zu überzeugen, indem sie sich von deren Stil, deren Dramaturgie, deren Erzählfkraft mitreissen, berühren, verführen lassen, indem sie eintauchen, versinken und schliesslich auftauchen, glücklich, nachdenklich, um eine Erfahrung reicher und mit einem Lächeln auf dem Mund, das von zwölf literarischen Küssen rührt.

Schriftstellerin und Lehrgangleiterin
Michèle Minelli

*Kusszahl: Legt man zwölf gleich grosse Kugeln um eine weitere Kugel derselben Grösse, sodass alle diese mittlere Kugel berühren, aber keine Überschneidungen auftreten,

spricht man in der Geometrie von einer dreidimensionalen Kusszahl.

Reiner Bacsa

**MEIN LITERARISCHER
WERKZEUGKASTEN**

eine Werkschau

Reiner Bacsa (*1957) lebt im Raum Zürich. Auf Fernreisen durch Afrika, Indien und die USA und auf seinen Fernwanderungen durch Europa schätzt er den Kontakt zur Bevölkerung und nimmt sich stets Zeit, Szenen zu beobachten oder Erlebtes gedanklich zu reflektieren. Vieles behält er bildlich in Erinnerung, ohne es fotografisch festgehalten zu haben. Das lässt ihm Raum und Zeit, einzelne Szenen genau zu beschreiben.

MEIN LITERARISCHER WERKZEUGKASTEN

eine Werkschau

Kommentare mutieren zu öffentlicher Meinung

Essay

Keine Internetseite ohne Kommentar-Buttons. Kein Zeitungsportal, keine Radio- oder Fernsehstation hält sich damit zurück. Auch immer mehr Firmen-Homepages bieten den Lesern die Gelegenheit, ihre persönliche Meinung kundzutun. Firmen buhlen um Rückmeldungen zu ihren Produkten und Dienstleistungen. Zeitungen mit ihren Online-Portalen ermutigen die Leser, ihre Sicht auf die Dinge darzulegen.

Die Gratiszeitung *20 Minuten* erhält 20'000 Einträge pro Tag, *Blick* und *nau.ch* je 7000. Um die Tragweite dieser Menge an Wortmeldungen einzuordnen, frage ich mich, was der Sinn eines Kommentars ist. Ich zitiere Wikipedia:

- *Ein Kommentar wägt unterschiedliche Auffassungen ab,*
- *setzt sich mit anderen Standpunkten auseinander und*
- *regt Leser an, sich eine eigene Meinung zum Thema zu bilden.*

Die grösste Gemeinsamkeit von Kommentaren ist, dass sie persönliche Ansichten wiedergeben. Da und dort versuchen Schreibende ihr Geschriebenes jedoch als öffentliche

Meinung zu verkleiden, wenn sie beispielsweise behaupten: «... ist doch allgemein bekannt.» Oder sie geben ihre Ansichten gar als Lehrmeinung aus: «... kann man doch im Lehrbuch nachlesen.» Sie versuchen ihrem eigenen Kommentar damit mehr Gewicht zu verleihen.

Dass die Möglichkeit besteht, sich zu allen Themen zu äussern, ist per se nicht schlecht. Nur: Die Kommentierwut wuchs über die Jahre stetig und steigt mit neuen Funktionen weiter an. Handys schmeicheln unseren Händen, Push-Benachrichtigungen sind aktiviert und halten uns auf dem Laufenden; wir haben es buchstäblich in der Hand, unmittelbar auf Neuigkeiten zu reagieren. Ganz ohne Reflexion und Gedankenaustausch mit einem Gegenüber können Leser ihre emotional gefärbten Bemerkungen absetzen.

Ich stelle mir die Frage, ob das Lesen der Fülle an Kommentaren und Gegenkommentaren zum Kennenlernen von zusätzlichen Standpunkten verhilft – oder ob es nur den Portalbetreibern nützt, die damit mehr Traffic auf ihren Seiten erzeugen.

Um sich ein Bild zu einem Thema zu verschaffen, bedarf es mehr als nur Kommentarzeilen zu lesen. So beschreibt etwa Otto Scharmer in seiner *Theorie U* das Prinzip der Barrieren des Lernens und der Veränderungen. Er setzt sich ausführlich mit den Mechanismen auseinander, die an der Herbeiführung von Veränderungen teilhaben. Damit lässt sich unter anderem das Phänomen des Shitstorms und der medial zelebrierten Entrüstung einordnen. Seine Theorie, in wenigen Worten wiedergegeben, besagt: *Ich leiste mit meinen Standpunkten einen Beitrag, wenn ich über das Gesehene oder Gehörte nachdenke. Erst damit bin ich in der Lage, Zusammenhänge zu erkennen. In diesem Sinne sollte ich über meine gewonnenen Erkenntnisse anderen berichten.*

Hier gerate ich in ein Dilemma. Äussere ich meine so gewonnenen Erkenntnisse, setze ich mich der Gefahr aus,

im Kreuzverhör zu stehen. Viel angenehmer ist es, sich der allgemeinen Meinung anzuschliessen. Ich gefährde meine Position nicht, mein Umfeld akzeptiert mich und ich schütze meine Familie vor Ungemach. Ich verschliesse mich somit aber meinem wahren Ich und lasse mich von der Gesellschaft beeinflussen. Die persönliche Ansicht wird geschönt. Um meinem Standpunkt mehr Gewicht zu verleihen, verstärke ich das Geschriebene mit kräftigen Begriffen.

Die Situation hat sich verschärft, sodass sich die Redaktionen mit Freischaltteams darum kümmern, die übelsten Kommentare zu löschen. Löschen? Einzelne Medien scheinen zu kapitulieren und deaktivieren die Kommentarfunktion.

Ist dies der Weg für eine ausgeglichene Meinungsbildung? Wer legitimiert diese Teams, die Äusserungen zu evaluieren und zu entscheiden, ob sie richtig oder falsch, akzeptabel oder inakzeptabel sind? Sicher, dem Hass im Netz muss irgendwie entgegengetreten werden, er kann Leben zerstören. Aber sind es immer nur Hasskommentare, die gelöscht werden?

Um die Flut zu bändigen, kommen teilweise computerunterstützte Suchalgorithmen zum Einsatz, die unzulässige Einträge herausfiltern, akzeptable freischalten und fragwürdige zur manuellen Kontrolle weiterleiten. Solche Suchfilter müssen ständig aktuell gehalten werden - wer tut dies? - Ein ausgewähltes Team! Doch durch die Löschung und Freischaltung nach subjektiv gefärbten Regeln, egal ob manuell oder automatisch, wird nicht das ganze Spektrum an Meinungen abgebildet. Zudem ist die Gruppe von Menschen, die überhaupt Kommentare schreiben, klein und keineswegs repräsentativ. Das alles ergibt eine enorme Verzerrung der öffentlichen Meinung.

Ich zitiere Wikipedia: *Öffentliche Meinung ist, wenn in einer Gesellschaft öffentlich diskutiert wird und sich daraus*

Haltungen herauslesen lassen, die als vorherrschend und repräsentativ betrachtet werden.

Da bleibt die Frage: Repräsentieren die Kommentarschreibenden die Gesellschaft?

Quellen:

<https://www.persoendlich.com/medien/grosser-aufwand-fur-denguten-ton>

Theorie U von Otto Scharmer

Taufrische Füße

Kurzgeschichte

Anna zwinkert verschlafen. Sanftes Morgenlicht schimmert durch das Fensterchen. Leise, um niemanden zu wecken, schlüpft sie unter der Decke hervor und steckt ihre Füße in die weissen Sneaker. Frisch wird es frühmorgens sein. Sie zieht sich ihren Kapuzenpulli über den Kopf. Ob die Hüttentür knarrt? Nein, sie tut es nicht. Geräuschlos gleitet die Tür ins Schloss.

Der noch stille Tag, die kühle Morgenluft und das fahle Tageslicht wecken in ihr ein Wohlgefühl. Der Blick schweift über das leicht hügelige Grasland bis hinunter zum Wasser. Mit zögernden Schritten folgt sie einer Spur. Tautropfen perlen von den Gräsern und benetzen ihre nackten Knöchel. Die Rispen streicheln Annas Beine. Soll ich barfüssig weitergehen? Wie fühlt sich das Gehen mit blossen Füßen an? Die spitzen Steinchen auf dem sandigen Trampelpfad halten sie noch davon ab, die Schuhe auszuziehen.

Der anbrechende Tag zeigt sich erst zaghaft. In fein abgestuften Grautönen schimmern die Bergketten am Horizont. Einzelne gleissend weisse Punkte am Bergkamm kündigen den baldigen Sonnenaufgang an. Bis zum ersten Blinzeln der Sonnenstrahlen will Anna am Seeufer sein. Weit ist es nicht. Sie geniesst jeden Schritt im hohen Gras. Die taunassen Schuhe hat sich Anna ausgezogen. An den nackten Fusssohlen kribbeln die im sandigen Boden verborgenen Steinchen und trockenen Halme.

Ein Hauch eines Morgenwindes bläst ihr entgegen und zeichnet ein zartes Muster auf die Wasseroberfläche. Sie setzt sich auf einen grossen Stein am Wasser. Es fröstelt sie; erst jetzt bemerkt sie es.

Auf dem Weg zum See schweiften ihre Gedanken zum gestrigen Tag.

Spontan war ihr die Idee für eine Auszeit aus dem hektischen Büroalltag gekommen. Mit den heissen Tagen in der Stadt flammten Erinnerungen an den Urlaub an der Ostsee auf. Die Ruhe, das Morgenlicht und der Blick über die grasbewachsenen Dünen. Die Ostsee ist weit weg. Finde ich ein Plätzchen in meiner Nähe? Sie hatte ihre Büroarbeiten liegengelassen und war durch Instagram gescrollt. Wenige Daumenstriche, als wüsste ihr Daumen, wonach sie suchte: das Traumbild. Blaugrüner Bergsee in einer weiten grasbewachsenen Hochebene. Anna war wie elektrisiert; ihr Herz schlug aufgeregt. Die Freitagsarbeit erledigte sich schnell.

Sie liess Marc, mit dem sie seit Kurzem zusammen war, von ihrer Blitzidee wissen. Die Frage, ob er sie begleiten würde, war eher rhetorisch gedacht; doch spontan schloss er sich Annas Idee an.

Mit der letzten Bahnverbindung erreichten sie das Tal. Zwei Stunden Gehzeit lagen vor ihnen. Der mit Steinplatten und Baumwurzeln durchsetzte Bergweg führte am schäumenden Bergbach vorbei und über eine Holzbrücke hinauf zum Ziel. Im letzten Abendlicht war das Berghaus von Weitem erkennbar.

In Annas Rücken schimmern die Bergflanken im warmroten Morgenlicht. Es kündigt den bevorstehenden Sonnenaufgang an. Anna zieht sich friierend den weiten Pullover enger um den Körper, als die ersten Sonnenstrahlen ihr ins Gesicht scheinen. Anna schliesst die Augen und geniesst die wärmenden Strahlen.

Die Gedanken schweiften zurück zum letztjährigen Urlaub am Ostseestrand. Kräftig blies damals der Wind von der See her, einzelne Sonnenstrahlen durchbrachen die Wolkendecke und Wellen klatschten an den Strand.

Anna ist zufrieden mit ihrer Idee, hierherzukommen. Die Sonne wärmt inzwischen kräftig und Anna zieht sich ihren Kapuzenpulli aus. In Trägerleibchen und Shorts fühlt es sich wohlig an.

Ob Marc den Sonnenaufgang mitbekommen hat? Der Siebenschläfer wird sich nochmals umgedreht haben. Gedankenversunken beobachtet sie das leise Plätschern des Wassers an ihren Füßen.

Sanft berührt Marc Annas Schultern und begrüsst sie mit einem Kuss auf ihre Stirn. Ruhig suchte er seinen Weg durch das hohe Gras und setzte sich ohne Worte neben Anna auf den grossen Stein. Die Sonnenstrahlen wärmen ihre Beine und Arme. Marc legt seinen Arm um Anna. Gedankenversunken neigt Anna den Kopf und schmiegt sich an Marcs Schulter.

Lauschangriff

Kolumne

Ein Gespräch zu belauschen, das war die Aufgabenstellung. Zweck? Sich einen Dialog notieren. Sollte gelingen, keine schwierige Aufgabe, dachte ich mir und fuhr mit der S-Bahn in die Stadt.

Um zehn Uhr angekommen, waren die Pendler bereits an ihren Arbeitsplätzen und in den Cafés sassen wenige Gäste. Ich nahm mir Zeit für die Lauschaufgabe. Gleich beim Bahnhof befindet sich ein grosses Outdoor-Geschäft mit vielen Gängen und Regalen. Ein geeignetes Jagdgebiet für einen ersten Angriff.

Wie schaffe ich es, in das Geschäft einzutreten, ohne dass das Verkaufspersonal nach meinen Wünschen fragt? Vormittags beschäftigen sich die Verkäufer mit dem Einräumen der neu eingetroffenen Ware.

Verkaufsgespräche fanden keine statt. Wenige Kunden, viel Personal, keine Gespräche. Versuch gescheitert, Absicht lief ins Leere.

Rasch ging es beim hinteren Ausgang hinaus auf die Strasse, über die Sihlbrücke und entlang der mässig besuchten Löwenstrasse in ein kleines Kaffeehaus. Von Weitem sah ich gestikulierende Gäste an einem Aussentisch sitzen. Schade, sie sprachen Spanisch. Drinnen sass eine junge Dame allein an einem Tischchen. Mich dazuzusetzen traute ich mich nicht. Es hätte gar schnell ungewollt zu viel Nähe gebracht. Ich suchte einen Platz am Fenster und bestellte mir einen Kaffee. Eine adrett gekleidete Dame trat ins Lokal und gesellte sich zu der bereits Dasisitzenden. Kaum hatte sie sich gesetzt, ging das Erzählen und Berichten los. Für ein Lauschen zu weit von mir entfernt – wieder nichts.

«Bitte zahlen!» Und so gings weiter durch die Altstadtgassen.

Auf dem Weg drückte die Sonne erste wärmende Strahlen durch die Wolkendecke. Ich erhoffte mir im Aussenbereich der Bistrobar, am Rand des Opernhaus-Platzes, Gespräche für meine Aufgabe einzufangen. - Ausgezeichnet! Vier Herren im gesetzten Alter gesellten sich um einen Gartentisch und unterhielten sich angeregt in passender Lautstärke. Ein leerer Stuhl am Nebentisch bot sich an, näher an die Herrenrunde heranzurücken. Beste Ausgangslage!

Offene Ohren scheinen die Augen zu verschliessen. Ich hatte das mächtig und breit dastehende Kommunalfahrzeug übersehen, das jetzt mit seinem Brummen und Zischen die Gesprächsfetzen übertönte. Und dies in meinem Kernjagdgebiet, auf dem Stadelhoferplatz! Hier hatte ich mir vorgestellt, die Lauschaufgabe mit Leichtigkeit zu erfüllen. Bei früheren Besuchen hier in der Bistrobar gelang es, Gespräche am Nachbartisch mitzuhören; aber heute nicht. Bevor mich der Kellner nach meinem Wunsch fragen konnte, verliess ich den Ort. Was nun? Ratlos stand ich am Rand des Platzes, blickte zur gegenüberliegenden Parkanlage und ging langsam hinüber. Es war kurz nach elf. Die Frühlingssonne wärmte bereits gut und ich setzte mich unter die mächtigen Bäume beim Parkimbiss und orderte ein kühles Bier. Intuitiv wählte ich einen Tisch nahe eines älteren, sich unterhaltenden Ehepaars. Nur mit Mühe liessen sich einzelne Teilsätze erlauschen. Und zudem plauderten zwei Serviceangestellte nebenan lautstark in ihrer mir fremden Muttersprache. Aus diesem Stimmengewirr liess sich nichts Zusammenhängendes herausfiltern. Schon wieder nicht.

Das Bier regte den Appetit an. Gedankenversunken stocherte ich im lieblos angerichteten Salat, als beim Herumschauen mein Blick auf die Leuchtbildern an der

Haltestelle der Forchbahn fiel; sie kündigten die Abfahrt des nächsten Zuges um 12.15 Uhr an.

Oberhalb der Bahnstation Stadelhofen befindet sich eine Mittelschule, von der Schulkinder mittags nach Hause fahren. Da könnten sich, so überlegte ich mir, unterwegs bis Esslingen genügend Gelegenheiten bieten, Gequassel und Geplauder zu belauschen. Zu einem Kaffee reichte es noch und wenige Minuten vor Abfahrt sass ich erwartungsvoll in der Bahn.

Mütter mit Kinderwagen und quengelnden Kleinkindern stiegen ein. Schulkinder? Keine. Ich nahm's hin und war zuversichtlich, dass sich dies an den kommenden Stationen ändern würde. Doch bei den Zwischenhalten kamen nur Einzelpersonen hinzu. Der sprachliche Austausch zwischen Kleinkind und Mutter erschien mir kurz und direktiv; von einem Dialog weit entfernt.

In Esslingen wartete der Linienbus nach Uster auf seine Passagiere. Das Fahrzeug füllte sich dicht mit Jugendlichen, Rentnern und Müttern und ihren Kleinkindern. Es quasselte rund um mich! Der Dieselmotor brummte und wirkte an der wirbligen Geräuschkulisse heftig mit. An ein Lauschen war nicht zu denken.

Wie sagte Mutter jeweils, wenn wir Kinder mit einem Ohr an der verschlossenen Tür horchten?

«Lauschen tut man nicht!»

Zürich - Stadelhoferplatz

Notizen zu Beobachtungen

Im Mai 2021

Von Strassenbahngleisen engumschlungen hält der Stadelhoferplatz seinen Raum zwischen den Häuserfronten und dem alten Bahnhofsgebäude. Trottoire-Kanten umgreifen den oval angelegten Platz. Fein säuberlich sind die Pflanzungen in ihren Beeten mit Steinen umsäumt. Nur den mächtigen, alten Platanen lässt man freien Lauf für ihr Wurzelwerk. Die Trottoirs sind so schmal, dass sich drei Erwachsene kaum kreuzen können. Geschäft an Geschäft, von der Buchhandlung über ein Kino bis zum Fast-Food-Tempel, reihen sich an ihnen entlang. Eine zufällige Mischung von Architekturstilen zeigt sich bei den Gebäuden. Die ursprünglichen Fassaden der Häuser, die damals bei der Pflanzung der Bäume schon da waren, sind kaum mehr erkennbar. Ältere Gebäude erhielten auf Strassen-Niveau grosse Schaufenster mit Aluminium-Umfassung. Kleine, familiengeführte Geschäfte mit eigenständigem Sortiment mussten Firmenketten weichen. Neue Ableger grosser Handelsfirmen tragen wenig zum Charme des Platzes bei. Der Bahnhof Stadelhofen, der sich der nordöstlichen Seite des Platzes anschliesst, gehört zu den zehn meistfrequentierten Bahnhöfen der Schweiz; noch vor der Stadt Genf.

Ein Strom von Menschen flutet in den Morgen- und Vorabendstunden den Platz. Auch während des Tages herrscht ein Kommen und Gehen. Das Innere des Platzes, wo die mächtigen Bäume stehen, bleibt vom Menschenstrom verschont. Fahrräder verstellen den

direkten Zugang. Die geschotterten Gehwege, die quer über den Platz führen, eignen sich schlecht für feine Alltagsschuhe. Wer möchte schon mit Schmutz an den Schuhrändern im Büro erscheinen? So quetscht sich der Menschenstrom auf das Trottoir oder sucht sich seinen Weg durch die asphaltierten Nebenstrassen. Schmal ist der Gehsteig hinunter zum südwestlich gelegenen Opernhausplatz. Die Trottoirs sind gleichzeitig Wartezonen für die Strassenbahnlinien und die Forchbahn. Diese findet hier ihre Wendeschleife; im engen Bogen am südwestlichen Platzrand umrunden die Wagen den Platz, bevor sie den Weg hinaus aus der Stadt ins Grüne unter die Räder nehmen.

7. Juli 2021 (Blick aus der Collana-Bar)

Alte Platanen, auch ein Kastanienbaum, behaupten den Platz. In der Mitte das Oval des achteckigen Brunnens mit zwei Etageren. Scheint schon Jahrzehnte da zu stehen. Grün Zürich pflegt die Pflanzungen um den Brunnen. Richtung Theaterstrasse ein mit Grün umwachsenes Blumenbeet. Der Wuchs der Platanen fällt auf. Ein Hauptstamm lässt sich oberhalb einer Mannshöhe nicht mehr ausmachen. Fontänenartig wachsen overschenkeldicke Äste hoch und bilden mit ihren Nebenästen ein schirmartiges Blätterdach. Breit und ausladend wagen sich die Äste über die Oberleitungen hinaus bis nahe an die Häuserfronten. Einem Zaun gleich umrunden die Oberleitungsmasten des Trams die Grünfläche. Grau, kahl und am Fuss mit einem Haifisch-Abfallbehälter dekoriert. Längs des Platzes fädeln sich die chromstählernen Parkbänke auf; glänzend, kalt, pflegeleicht und zweckmässig. Ebenso der Fahrradabstellplatz am oberen Platzrand gegenüber dem Bahnhofsgebäude. Gleich einer Schranke weist diese Fahrradansammlung die Pendler links oder rechts am Platz vorbei hin zu den Trottoirs. Bald soll das Gebäude mit dem Café Mandarin einem neuen Fahrradsilo weichen. Klingt hoffnungsvoll für die

Gesamtwirkung des Platzes. Und der Raum, der zwischen Brunnen, Blumenbeeten, Wartehäusern, Tramgleisen und Fahrraddepot bleibt, wird in den Sommermonaten mit einem Imbisshäuschen verstellt. Nicht gerade einladend, grau gehalten und grellgelb beschriftet. Biergartentische und -stühle verteilen sich über der noch freien, bekiesten Fläche. Ein bemöbeltes Areal. Ein Platzgefühl, der Eindruck von Weite, kommt nur ansatzweise auf. Wer hält den Raum? Raum, der einen Platz zu einem Platz macht. Was gibt ihm die Berechtigung, sich Platz zu nennen? Sind es die Bäume, die tiefverwurzelt bis ins Grundwasser gesund und vital dastehen? Sind es sie?

Sägewerk

Notizen zu einem Sägewerk im Zürcher Oberland

Sonntag im April

Es ist ruhig im kleinen Weiler. Einzelne Bauernhäuser und andere, ebenfalls ältere Häuser sind zu Wohneinheiten umgebaut, ein einzelnes, für das Zürcher Oberland typisches Flarzhaus, ein durchmischtes Häuserensemble in einer weiten Mulde. Wenige Schritte vom Feuerwehrturm, der mit einer Kirchturmuhre bestückt ist, steht das alte Sägewerk am Sagiweg.

Das Ensemble des alten, knorrigten Tores mit dem zu ihm hinführenden engen Gleisbogen zieht den Blick auf sich. Eine Hälfte des zweigeteilten Tores zur Sägerei steht wie zufällig offen. Ein schmaler Schienenstrang, da und dort von grünem Gras überwachsen, führt im engen Bogen zum Tor. Ein weiterer Strang dicht am Haus vorbei gelangt an die linke Gebäudeseite.

Es ist ein Sonntag im April, die Sonne scheint, niemand arbeitet. Ist das alte Sägewerk noch in Betrieb? Oder ist es verlassen? Die Zeit scheint stehengeblieben zu sein. An der Längsseite steht eine kleine, auf halber Höhe schräg angeschnittene Tür offen, als würde gleich der Sägemeister selbst heraustreten. Die beiden längsseitig in die Holzwand eingelassenen Holzfenster sind mit Staub bedeckt. Die oberen beiden Gläser des viergeteilten Fensters sind zerbrochen oder fehlen. Ein stählerner Schienenwagen mit hölzernen Querträgern ist mit Schwarten beladen. Das Holz ist noch hell; lange kann es nicht her sein, seit die Bretter hier herübergelegt wurden. Der Schienenstrang führt zum danebenliegenden Lagerplatz. Einzelne Baumstämme liegen da. Liegen sie schon lange da?

Am Platz angrenzend, wo das Gelände leicht ansteigt, tritt ein nicht gerade schlank gebauter Mann durch die Haustür auf den Vorplatz eines älteren Holzhauses. Auf beiden Hausseiten ragen schlanke Tannen empor. Ich werde beobachtet; seine linke Handstellung verrät ihn als Raucher. Ich nicke ihm wohlwollend zu, für einen Wortwechsel stehen wir zu weit voneinander entfernt. Gerne hätte ich einiges mehr über den Betrieb erfahren.

Sonntag Ende April

Auch bei diesem Besuch zieht das alte Tor den Blick auf sich. Gleich rechts davon schmiegt sich ein gemauertes Häuschen an das alte Gebäude mit der Säge. Ein hoher, in Abständen mit Eisenreifen umschlungener Kamin ragt einiges über die Giebel der beiden Gebäude hinaus. Neben dem Kamin eine schmale Stahltür. Verschieden lange Holzbretter lehnen an der Hauswand, noch hell in der Holztönung, als ob sie zum Abholen bereitstünden. Welchen Zweck erfüllt dieses Zusatzgebäude? Hat es noch eine Aufgabe? Die Säge scheint noch in Betrieb zu sein. Erst heute fällt es auf. Hinter der alten Sägerei steht eine neuere, in dunklem Braun gehaltene Werkhalle. Sie überragt die alten Gebäude um deren halbe Höhe. Bäume stehen hinter der architektonisch schlicht gehaltenen Halle, sodass sie optisch dezent im Hintergrund bleibt. Heute liegen gleich zwei Stämme vor dem Tor, bereit zum Sägen. Von den Schwarten bereits befreit, leuchtet das gelblichbraune Tannenholz. Auch der Lagerplatz ist heute besser belegt. Mittelgrosse Stämme liegen im Vordergrund, zugeschnittene, rohgesägte Bretter weiter hinten nahe der Werkhalle. Gemessen an der Grösse der Sägerei steht ein grosser, in Anthrazit lackierter Turmkran auf dem Lagergelände. Um zwei Drittel niedriger als ein Baukran steht er mittig auf dem Platz. Sein langer Ausleger reicht in alle Ecken des Platzes bis zu den äussersten Holzlagern.

An einem Freitag

Fahrt mit dem Motorrad zur Sägerei. Ich stelle mein Motorrad an dieselbe Stelle wie bei den früheren Beobachtungen. Den Helm habe ich noch nicht abgenommen, als mich ein Mann mit Käppi, er steht mitten auf dem Holzlagerplatz, fragend wahrnimmt – ein kurzer Blick zu mir. Ich lege die Motorradhandschuhe auf den Sattel und gehe langsam auf den Platz zu. Nochmals treffen sich unsere Blicke, ich nicke ihm grüssend zu. Inzwischen habe ich den Helm abgenommen und unter den Arm geklemmt. Der Arbeiter ist dabei, einen mittellangen Baumstamm mit dem Kran nahe an der Schiene abzulegen. Nur wenige Schritte trennen mich vom Arbeiter. Er hält in seiner rechten Hand das funkgesteuerte Bediengerät, mit der linken Hand lenkt er den leicht schwankenden Baumstamm an seinen Platz. Der Bewegungsablauf von der Aufnahme eines weiteren Baumstamms mit einer kummetförmigen Hebezange über das Steuern der Drehbewegung der Last über das Gelände bis hin zum genauen Ablegen des Stamms wirkt gekonnt und eingespielt.

Ich stehe nahe genug, um mit ihm ins Gespräch zu kommen. Dabei erzähle ich ihm von meinen früheren Beobachtungen an Sonntagen und dass ich heute an einem Werktag, es ist kurz nach fünf Uhr nachmittags, hoffte, die Sägerei in Betrieb zu sehen. Sowohl auf dem grossen Gelände als auch in der offenstehenden Halle lassen sich keine weiteren Arbeiter ausmachen. Auf meine vorsichtig formulierte Frage, ob er für heute noch die letzten Arbeiten erledige, erwidert er, dass er den Betrieb allein führe, er der Inhaber sei. Er müsste nicht mehr arbeiten, meint er. Er tue die Arbeit aber gerne, solange die Nachfrage da sei. Dass er im Pensionsalter ist, lässt sich schlecht erkennen. Sein grobfaltiges und von der Arbeit im Freien braun gebranntes Gesicht lassen ihn jünger aussehen. Flink bewegt er sich um seine Baumstämme herum, packt die schweren Stämme an den Enden, um sie in die gewollte Richtung zu drehen, oder

lehnt sich über den Stamm, um ihn am anderen Ende anzuheben, grad so, dass der Stamm wie von Geisterhand an der gewünschten Stelle landet. - Er strahlt eine tiefe Zufriedenheit aus. Er tut seine Arbeit sichtlich gerne.

Wir plaudern noch über dies und das und wünschen uns ein schönes Wochenende. Zurück bei meinem Motorrad, setze ich den Helm auf und ziehe die Handschuhe an. Beim Losfahren werfe ich einen Blick zurück und hebe die Hand zum Abschied.

Durchs Land

Notizen zu Wanderungen durch Europa

Gedanken zur Textart Notizen

Einen Gedanken sich notieren
Was will ich lang studieren
So mancher Link sich zeigt
Und sich trotzdem dir verweigert
Weil in Gedanken du versunken
Und Ideen langsam punkten

Los geht's

Starkregen prasselt auf das Glasdach über mir. Pandemiebedingt sitze ich auf einem Gartenstuhl vor dem Kaffeehaus hoch über den Gleisen des Bahnhofs. In Gedanken versunken rühre ich in einer Tasse Kaffee: Warte noch eine Viertelstunde, die Wetter-App zeigt ein Abschwächen der Front. Pelerine bereit machen? Nein, es lässt gleich nach. Noch einen Kaffee? Unentschlossen sitze ich da.

Den Start meiner Wanderung durch die Voralpen hatte ich mir trockener vorgestellt. Kurze Hosen und ein leichtes T-Shirt reichten bei früheren Gelegenheiten vollauf. Auch während der Zeit des zweiten Kaffeegenusses lässt der Regen kaum nach. Ich entschliesse mich, loszugehen. Die Reuss entlang bis zum Wegweiser, hinauf zum Chateau Gütsch. Der Regen lässt nicht nach und zwingt mich, den Poncho überzuwerfen. Treppauf windet sich der alte, mit Natursteinen gesäumte Weg. Mit jedem Schritt entferne ich mich von der Hektik der Stadt; selbst die Bergstation der Gütschbahn liegt bereits hinter mir. Die Kapuze schränkt

mein Blickfeld ein. Nur meinen Atem, das Knirschen unter den Schuhen und das Rauschen des Regens im Blätterwald nehme ich wahr. Ruhe und Zufriedenheit spüre ich, als ich entlang der geraden Waldstrasse marschiere. Die Tropfen haben die Blätter des Buchenwaldes glänzend grün gewaschen. Das Licht wirkt, als schimmere die Sonne durch den verhangenen Himmel und helle die Blätter auf; sie tut es aber nicht.

Ich bin zuversichtlich, dass sich das Wetter bald bessert und setze mich auf die grob geschlagene Holzbank unter dem Vordach einer Blockhütte. Sternförmig aus unterschiedlichen Richtungen treffen Wege auf die Waldlichtung mit dieser Hütte. Kein Mensch ist um diese Tageszeit und bei dieser Witterung im Wald unterwegs; keine Spaziergänger mit ihren Vierbeinern, keine Jogger und keine Seniorengruppen. Im Trockenen sitzend auf die Lichtung und den Wald hinauszublicken, gibt mir ein befreites Gefühl.

Der Niederschlag legt zu und fünf Stunden Wegzeit liegen noch vor mir. Ich werfe die Pelerine wieder über und mache mich auf den Weg.

Tagtraum

Bin ich nicht eben noch am Bach gesessen?

Von Chur stieg ich am frühen Morgen hinauf zur nahe an einer überhängenden Felswand gelegenen St. Luzikapelle und weiter auf schmalen Wegen durch die Moorwiesen an den Hängen des Schanfiggs. Es war nicht mehr weit zu meinem Tagesziel, als mich bei einer Wegbiegung ein Wiesenbach einlud, meine müden Füße im frischen Bergwasser zu kühlen. Ich genoss den Augenblick. Nur das leise Zirpen der Grillen untermalte die Ruhe, und mit der Kühle an den Füßen liess die Spannung in mir nach. Jeder Tag birgt freudige Erwartung auf das, was auf mich zukommt. Die Zufriedenheit, das Ziel bald zu erreichen, gibt

mir eine innere Ruhe. Der Kopf ist frei von Gedanken und Überlegungen über das Jetzt und das Morgen.

Meine Schuhe und Socken lagen zur Sonne ausgerichtet neben mir. Mein Rucksack bot mir Halt für ein bequemes Liegen im Gras. – Ich erinnere mich nicht, wie ich in die Socken und Schuhe kam – eine Gedächtnislücke – es geschah mit mir – unvergesslich.

Hinaus aus der Stadt

Geh hinaus, nicht nur ins Freie, nein, hinaus aus der Stadt. Such dir eine Stadt am Fluss; geh flussabwärts entlang alter Pfade, vorbei an längst verlassenen Stätten. Dorthin, wo damals noch das Handwerk an der Tagesordnung war.

Der Weg, mal schmal und matschig, bald breit und gepflastert, doch immer am Ufer entlang. Tief hängen die Weidenäste über dem Wasser und versperren den Blick aufs schnell oder langsam fließende Gewässer. Entdecke entlang des Wassers die Stadtentwicklung. Da ein Schrebergarten, gepflegt und wohl geordnet, dort ein wildes Stück Natur als Vorgarten eines alten Riegelhauses. Mit jedem Schritt verblasst das ferne Stadtrauschen. – Ruhe mitten in der Stadt. Bald stösst eine Quartierstrasse bis an den Fluss und verdrängt den alten Weg. Autos in der blauen Zone nehmen sich den Raum. Einfahrten in neu gebaute Tiefgaragen veranlassen den Betrachter, den Blick zu heben: Moderne Gebäudekomplexe ragen stolz in die Höhe und preisen das neue Wohnen am Wasser.

Erst weiter draussen, eine gute Wegstrecke vom Zentrum entfernt, weitet sich der schmale Landstreifen zwischen Wasser und Bauten und öffnet den Blick über die weiten Uferwiesen. Befreit von der Enge der Stadt.

Gewitter

Der Hüttenwart munterte mich mit bestimmter Stimme auf, mich auf den Weg zu machen: «Der Weg führt entlang eines Bergkamms. Im Hochsommer musst du mittags mit ersten Gewittern rechnen», erklärte er mir.

Nahe der Hütte, in der ich die Nacht verbracht habe, steigt der steile Weg hoch zum Kamm. Bald ziehe ich mir, trotz kühler Morgenluft, die Jacke aus; mein Motor ist warmgelaufen. Erste Strahlen der Morgensonne blinzeln über den Bergrücken, die Fernsicht ist nach einer kalten Nacht prachtvoll, und so kann ich mir das Aufziehen eines Gewitters noch nicht recht vorstellen.

Bei der Mittagsrast geniesse ich noch die Sonne, doch bald darauf bedeckt sich der Himmel, und vom Norden her setzt der Wind ein. Noch rechne ich mit zwei Stunden Wegzeit bis zu meinem Tagesziel; eine tiefer liegende Berghütte am Rande einer Hochebene. Erste dunklere Wolken ziehen auf, der Wind bläst stärker und ich beeile mich. Erste Tropfen fallen; ich behalte meinen Regenüberwurf noch im Rucksack. Es ist erst eine Stunde nach Mittag und der Himmel verdunkelt sich schnell – schneller als erwartet. Der Regen setzt ein und ich werfe nun den Poncho über. Quer zur Gehrichtung bläst der Wind und bläht den Überwurf auf, als wäre er ein Ballon, zudem verdeckt die Kapuze mir die Sicht. Noch blitzt es nicht. In der Ferne erkenne ich einen Hochspannungsmasten; an dem führt der Weg vorbei. Noch höre ich kein Gewittergrollen. Zwischen Karte lesen und Regenumhang bändigend kreisen meine Gedanken: Blitze auf dieser Höhe, auf einem Kamm, möchte ich nicht erleben. Ich beeile mich, bald zum Abstieg zu kommen. Der Regen peitscht an die nackten Waden, der Weg wird rutschig und das Schuhprofil füllt sich mit Matsch, als vor mir, unmittelbar unter dem Masten, der Weg steil den Berg hinab führt. Nur schnell weg von hier; was, wenn der Blitz in den Masten einschlägt – hoffentlich nicht, so kreisen meine Gedanken. Langsam komme ich voran, gross sind die Schritte auf dem nassen, rutschigen Untergrund

hinunter zum Weg und hinüber zur Hochebene. Das Wetter grollt, die Blitze sind noch nicht in meiner Nähe. Schneller gehen gelingt mir nicht; der Weg erweist sich als Kuhtrampelpfad. Ein Rutschen und Stolpern über Grasbüschel und durch Pfützen. Der Umhang verdeckt die Sicht auf den Weg, während sich die Schuhe immer mehr mit Wasser füllen.

In der Ferne, noch eine gute halbe Stunde entfernt, erkenne ich die Hütte. Nebelschwaden ziehen auf und verschleiern den Blick zum Ziel. Der Regen legt an Stärke zu und ich beeile mich, rutschend, durch Rinnsale wadend, immer wieder schimpfend ob des Sauwetters, unters Dach zu kommen. Der Hüttenwart scheint mein Kommen gesehen zu haben und öffnet mir die Tür ins schützende Haus. - Hinter mir bricht die Sintflut los, kübelweise schüttet es vom Himmel.

Kleine Blase - grosse Aktion

Ich schlüpfte aus dem Schuh und ziehe die Socke über den äusseren Knöchel nach unten. Ja, so was habe ich grad noch gebraucht, geht es mir durch den Kopf. Spürte beim Gehen etwas, aber so ein kleines Steinchen kann doch nichts ausrichten. Aber hier ist sie: eine kleine Blase auf dem äusseren Knöchel. Aufgeplustert mit Blasenwasser. Wenn ich die so lasse, erinnert die mich den ganzen Weg bei jedem Schritt. Steche ich sie auf, könnte sie sich entzünden.

In den Tiefen des Rucksacks müsste meine Reiseapotheke sein. Hab sie mir nach dem Kauf noch gar nie genauer angesehen. Was sich da alles drin befindet! Die linke Klappe mit Verbandsmaterial fürs Gröbere. Hoffentlich brauche ich so was nie. Klappe rechts: Pflaster, Desinfektionsmittel; und in der Mitte sogar eine Schere und Pinzette. So, nun sauber vorgehen. Keine Verunreinigungen. Das würde bis zur vollständigen Heilung bei jedem Schritt schmerzen. Meine Vorahnung war nicht falsch; gut, habe ich mir noch frische Blasenpflaster gekauft. Die hier sehen schon älter aus.

Sollte den Inhalt hie und da mal genauer ansehen. So, nun vorsichtig aufschneiden – halt! Schere desinfizieren könnte nicht schaden. Und dann noch am Aussenknöchel; da kommt mir mein Knie in die Quere, und die Hüfte tut sich schwer mit der Innenrotation. Sakrament, bin ich sperrig. Also vorsichtig aufschneiden, abtupfen – sterile Tupfer hat's –, rundum auch desinfizieren und Pflaster drauf. So, geschafft. Sieht gekonnt aus!

Zusammentreffen

Der Weg führt am Dorf vorbei und ich war bereits weiter, da fällt mir ein: Die wenigen Trockenfrüchte reichen zur Not, aber noch habe ich vier Wegstunden vor mir. Frische Äpfel, ein Stück Salami und ein Panini wären besser. Ich kehre um, es ist nicht weit. Ob ich da ein *Negoziò di Alimentari* finde? Ruhig ist es da. Keine Menschenseele zu sehen. Ich folge der Gasse ins Zentrum.

Aha, ein Gasthaus mit zugeklappten Sonnenschirmen; *chiuso*, zeigt ein Schild an der Tür. Ein Kaffee wäre jetzt gerade richtig. Zögernd gehe ich zwischen den Steinhäusern die steile Gasse hinunter. Aus einer Nebengasse kommend, kreuzt eine Dame meinen Weg; mit einem nach dem Einkauf im *Alimentari* gefüllten Plastiksack. «*Bon giorno.*» Sie geht die Gasse hoch. Ich stehe an der Kreuzung. Da, wo sie herkam, ist möglicherweise ein Geschäft, so meine Überlegung. Einmal kurz rechts, dann links, folge ich der Gasse zwischen den Häusern. An einer Hausecke treffe ich auf einen am Boden knienden älteren Herrn, gerade mit einer Reparatur an einem Geländer beschäftigt. Er dreht sich zu mir. Ich klaube krampfhaft italienische Worte zusammen und stammele vorsichtig: «*C'è un Negoziò di mercato?*» Kopfschüttelnd fragt der Herr, ob ich Deutsch spreche. Ich nicke. Er richtet sich auf und meint, dass er schlecht Schriftdeutsch, jedoch besser Schweizerdeutsch spreche. Oh, welche Erleichterung, geht's mir durch den Kopf, und ich frage direkt: «Was führt Sie hierher?»

«Dies ist mein Heimatdorf. Nein, Lebensmittelgeschäft gibt's keines im Dorf. Noch zehn Bewohner leben während des Jahres hier im Dorf. Und die sind über achtzig Jahre alt. Ein Arzt schaut bei ihnen vorbei, und einmal die Woche verkauft ein fahrender Händler Lebensmittel.»

Auf der Suche nach Arbeit verliess er mit siebzehn Jahren das Dorf, kam in die Schweiz und lernte auf diesem Weg das Schweizerdeutsch. «Am Lukmanierpass gab es auf einer Grossbaustelle Arbeit, hart war sie, gewohnt wurde in einer Baubaracke, war eng, aber kostete wenig. Ich konnte Geld auf die Seite legen.» Das Gespräch verläuft vertraut, als kennen wir uns schon länger. Ich höre gerne zu.

«Ob ich einen Kaffee möge?» Fragt er mich zwischen seinen Schilderungen. Ich nehme gerne an und bald schnurrt die Macchina per il Caffè im Haus und wir setzen uns an den Küchentisch. «Als Kind kamen sie im Dorf ohne Geld aus. Familien tauschten untereinander Lebensmittel. Eier wechselten gegen Gemüse, Brennholz gegen Brot, und so ging alles von einer Hand zur anderen.» Sogleich fügt er hinzu: «Und alle hier lebten gut. Es fehlte uns an nichts!»

Giuseppe, wir duzen uns, erzählt von seinem Lebensweg in der Schweiz, von seinen beiden Kindern und von seiner Frau. «Sie spricht viel besser Deutsch, arbeitet an der Coop-Kasse. Wir beide arbeiteten viel, ich war auf Baustellen unterwegs, gemeinsam konnten wir uns ein Haus leisten. Ich bin der Schweiz sehr dankbar», betont er wiederholt. «Hatte stets Arbeit, sie war hart und anstrengend, doch ich habe sie gerne gemacht.»

«Und jetzt lebst du im Sommer hier im Dorf?», frage ich neugierig nach.

«Ja, im Sommer zieht es mich hierher. Wir leben in der Nähe von Chur, da ist unsere Familie.»

Beim Verabschieden meint er: «Ich weiss nicht, wie sich das Dorf in der Zukunft halten kann; dann, wenn die Alten nicht mehr sind und wir zu alt, hierherzukommen.»